

DER

Scheinwerfer

Schülerzeitung an der Internats-Oberschule Plön in Holstein

Nummer 1

Dezember 1948

Jahrgang 1

Wir blenden auf!

Trotz aller Schwierigkeiten liegt nun die langersehnte Schülerzeitung vor euch, und keine Hoffnung ist sehnlicher als die, wir möchten unsere Arbeit, die zum Entstehen des Scheinwerfers nötig war, nicht umsonst gemacht haben, um auch einen interessanten und unterhaltsamen Lichtschimmer ins graue Einerlei der Schultage fallen lassen zu können. Wir bitten auch um Verständnis für die Zwitterlage unserer Zeitschrift, da die Allgemeinheit meistens geneigt ist, einen mit allen Dingen abzusprechen, die sich nicht völlig mit irgendeinem Vorbild vergleichen lassen. So können uns auch nicht mit einer großen Tageszeitung messen, aber wir möchten doch darauf hinweisen, daß dies in der Natur der Sache und ihren kleineren Möglichkeiten liegt, und wir versuchen deshalb, diesen Mangel auszugleichen, indem wir voller Ernst unsere Aufgabe darin sehen, auch in beschränktem Rahmen, nach besten Kräften unsere Gemeinschaft zu fördern.

Es ist unsere Pflicht, allen Gebieten unserer Interessen nachzuspüren und sie aufzuhellen: mit jäh-ironischem Schlaglicht hier, kritisch-überlegend dort, offen, witzig oder nüchtern — immer wie es gerade nötig ist. Der Mensch soll für die Gestaltung seines Lebens mitverantwortlich sein; und diese Bereitschaft zur Kritik wie auch zur Mitverantwortung — wir wollen sie wecken helfen.

Selbstverständlich werden wir aber auch andere Beiträge bringen, Gedichte oder Prosastücke, nicht nur, weil wir glauben, daß viele von uns einmal geistige Berufe ergreifen werden, sondern auch, weil man einer Zeit, die tiefer und tiefer in einem uferlosen Materialismus versinkt, nur eine tiefe Liebe zu geistigen, also ideellen Werten entgegenstellen kann. Die literarischen Beiträge, die wir abdrucken, mögen vor einem kunsterfahrenen Urteil kaum bestehen; aber in dieser Winwendung zu höheren Werten, in eben dieser gerade heute so häufigen Neigung zu literarischem Schaffen erblicken wir den Widerstand einer noch durchaus lebensfähigen Generation gegen die Zeichen des moralischen Verfalls; denn gerade heute kann man sagen, daß der die Zeit überwindet, der ihr Leiden ausspricht, oder derjenige, der noch fähig ist, etwas Besseres zu zeigen, als die Gier nach

materiellen Wertes. Diesen Versuch der Selbsthilfe gegen den Ansturm der Lebensnöte kann uns keiner verbieten!

Möge sich niemand entwürdigt fühlen, den unser Schein getroffen, sei auch keiner zu stolz, der durch die Strahlen des Scheinwerfers leuchtet!

Joachim Meyer.

Mit besonderer Bereitwilligkeit erfülle ich den Wunsch der Schülerschaft unserer Anstalt, der ersten Nummer ihrer Schülerzeitschrift „Der Scheinwerfer“ einige einleitende Worte zum Geleit zu geben.

Die Aufgabe, die sich unsere Schülerinnen und Schüler mit der Herausgabe einer eigenen Zeitschrift gestellt haben, entspricht dem wachsenden Bedürfnis unserer Mädchen und Jungen nach Selbstverantwortung, wie sie schon in den zahlreichen Organen der Schülerselbstverwaltung in unserer Schule ihre sichtbaren Formen gefunden haben. Auch die Schülerzeitung gibt den Schülern eine Gelegenheit, an einer gemeinsamen Aufgabe zu arbeiten, den Austausch eigener Meinungen und Erlebnisse anzuregen und damit der Förderung der Schulinteressen und einer aufbauenden Kritik zu dienen. In einer Gemeinschaft, in der alle Mitglieder die Möglichkeit zu persönlicher Fühlungnahme haben, wird eine Schülerzeitung zu einem bedeutenden Mittel der Erziehung zum Gemeinschaftsgeist. Daneben aber will sie anregen, der eigenen Erziehung und Fortbildung dienen und eigene literarisch wertvolle Beiträge geben. Möge „Der Scheinwerfer“ dazu beitragen, im Rahmen der Schülerselbstverwaltung an der Gemeinsamkeit der Ziele und Aufgaben unserer Schule mitzuarbeiten, und darüber hinaus zu einem wesentlichen Bindeglied zwischen Schule und Elternhaus werden! Möge er viele Freunde und Leser finden und den Erfolg haben, den er nach seiner Absicht verdient!

Dr. Schmidt, Oberstudiendirektor.

Streitgespräch über die Schülerzeitung

Seit Tagen ist auf dem Schulhofe die „Schülerzeitung“ ein bevorzugtes Gesprächsthema. Vielerlei Meinungen prallen da aufeinander; oft, ohne auch nur den Kern der Sache zu berühren. Aber manchmal, wenn sich nicht mehr als zwei oder drei Meinungen gegenüberstehen, wenn auch die andere Ansicht gehört und nicht nur in Phrasen geredet und erwidert wird, dann vereinen sich schließlich selbst gegensätzliche Anschauungen auf einem beiderseits berechtigten Standpunkt.

„Mensch“, haute mir da kürzlich jemand auf die Schulter, „du wirst doch nun auch mitschreiben an der neuen Schülerzeitung, nicht?“ Ich konnte nicht umhin, dies zu bestätigen. „Also“, legte er los, „dann will ich dir mal was sagen. Das ist nämlich großer Quatsch, was ihr da wolt. Haben wir denn etwa noch nicht genug Schularbeiten? Ich jedenfalls hab keine Zeit übrig für sowas. Aber wenn ich nicht mitmache, werde ich natürlich schief angesehen!“ Ich konnte nicht länger stumm bleiben. „Also“, begann auch ich, „wenn du die Zeitungsarbeit als zusätzliche Schularbeit ansiehst, dann ist es allerdings halbwegs verzeihlich, wenn du dich

davor fürchtest. Aber diese Ansicht allein ist schon grundfalsch. Denn während deine gemachten Schularbeiten nur für dich später einmal einen Sinn und Nutzen bekommen, wollen wir in unserer Zeitung für alle, die sie lesen wollen, etwas gegenwärtig Sinnvolles und Brauchbares schaffen.“

Aber das ist dem anderen nun wieder nicht recht. „Die Schuljahre“, beginnt er, „sind doch Lehrjahre. Und das selbständige Schaffen kommt doch erst nachher.“ — „Allerdings“, muß ich zugeben, „so sagt die Schule; vermutlich, um zu entschuldigen, daß in ihr nicht gegenwärtig Nutzbares hergestellt wird. Umso erfreulicher aber ist es doch, wenn sie uns in der „Schülerzeitung“ die Möglichkeit bietet, schon jetzt etwas Eigenes zu schaffen und ans Licht der Öffentlichkeit zu bringen. Ich meine, man soll schon jetzt im Bereich der eigenen Fähigkeiten die Berührung mit schöpferischer Tätigkeit aufnehmen, damit man nach Beendigung der „Lehrzeit“ das Angelernte auch nutzbringend anwenden kann.“

Hierauf entgegnete mir der Kamerad aber mit einem Einwand, den man trotz seiner Unüberlegtheit heute oft hören kann: „Wenn ihr euch denn unbedingt schon nützlich machen wollt, dann baut doch unsere Großstädte wieder auf. Das ist viel dringender als eine Schulzeitung und doch wirklich eigene, produktive Arbeit.“ Da muß ich ihn denn schon wieder berichtigen: „Das wäre aber doch eine Tätigkeit, die uns einerseits körperlich aufreißt und unsere eigentlichen geistigen Kräfte brach liegen läßt und die andererseits ebenso unselbständig wie etwa die genau vorgeschriebenen Schularbeiten ist. — Stell dir aber einmal vor, wir hätten uns selber Steine aus dem Fels gehauen und errichteten daraus nach eigenem Geschmack und Bauplan ein Haus. — Wenn du dieses physische Bild nun ins Geistige überträgst, dann siehst du, was wir mit unserer Zeitung bezwecken.“

Die erhoffte schlagende Wirkung dieses Vergleichs blieb leider aus. Vielmehr stimmte mein Gesprächspartner ein höhnisches Gelächter an: „Das wird eine feine Bruchbude geben, die ihr da zusammenzimmert! Und jeden Monat eine neue! Da macht ihr doch mit eurer Zeitung genau dasselbe, wie z. B. all die „Kunstmaler“, die heute plötzlich anfangen, aus „eigenem Schaffensdrang“ nach „eigenen Ideen“ mit „bewährtem Können“ irgendwelche „Originalgemälde“ zu fabrizieren, die früher niemand gewagt hätte, auch nur auszustellen. „Jawohl“, rief er, „genau so wollt ihr arbeiten!“ und sah mich triumphierend an. Ich war zunächst baff, faßte mich dann aber wieder und bewies ihm, wie schlecht dieser Vergleich auf uns paßte: „Daß unsere Gründe, zu schreiben, andere sind als die der heutigen „Künstler“, die doch nur Geld machen wollen, habe ich dir ja schon anfangs erklärt. Und ob unsere Ideen ebenso wenig taugen wie ihre, sollst du schon sehen. Desgleichen, ob wir nicht doch etwas besser im Schreiben geschult sind, als jene im Malen. Und das will unsere Zeitung ja auch gerade erst erproben.“

Aber mein guter Mann glaubte nun einmal nicht an die Güte unserer künftigen Produkte. „Die Bilder werden ja nicht verkauft!“ sagte er. „Ebensowenig wird man eure Zeitung lesen. Wo es doch heute schon so unheimlich viele mehr oder weniger gute Zeitungen gibt, mit denen ihr doch niemals in Wettbewerb treten könnt! Und wenn wir bisher noch keine Schulzeitung gehabt haben, so werden wir auch künftig keine brauchen.“ — „Dies sagt der Spießler bei jeder neuen Einrichtung“, gab ich zurück, „sie kommt aber trotzdem und beweist bei ihrem ersten Erscheinen ihre Berechtigung, und zwar viel besser, als man es vorher mit Worten kann. Einen Wettstreit mit anderen brauchen wir übrigens nicht zu fürchten, denn innerhalb der Schule haben wir ja die einzige Zeitung. Und auch hier sind wir von keiner geneigten Leserschaft abhängig. Ich bin zwar überzeugt, daß man uns schon aus Neugier liest, aber wem wir zu schlecht schreiben, der braucht uns nicht zu lesen, und wenn uns gar keiner liest. Unsere Zeitung ist nämlich nicht zum Lesen, sondern zum Schreiben.“*)

Dies war meinem Gegner denn doch zu stark. „Nee, nee!“ sagte er bloß noch, „das ist nichts für mich!“ und wollte gehen. Ich spürte, er fühlte sich beleidigt und besänftigte: „Na, na, wieso denn, gerade du müßtest doch unbedingt mit schreiben, du kannst ja schon reden wie ein Buch!“ — „Ja“,

meinte er, „mündlich bin ich besser.“ — „Aber dann könnte ich deine Meinung doch vielleicht in der Zeitung vertreten“, schlug ich vor, „sie ist ja sehr interessant!“ — „Nanu!“ stutzte er, „das würde euch doch furchtbar schaden!“ — „Vielleicht“, gab ich zu, „aber als ein demokratisches Blatt . . .“ Über solche Großzügigkeit war der Anti-Journalist denn doch ehrlich erstaunt. Er besann sich eine Weile und fing dann an: „Also gut, wenn das so ist, dann nehme ich alles zu . . .“ — „Halt!“ fiel ich ihm plötzlich ins Wort und merkte, wo das hinauswollte, „mit solchen Leuten wie dir arbeiten wir grundsätzlich nicht zusammen!“

. . . denn was wäre wohl aus meinem druckreifen Streitgespräch geworden, wenn ich mich schließlich noch mit dem Gegner geeinigt hätte? (hehe.)

Das Schloßparlament

Ihr habt alle schon davon gehört, daß es nicht nur in unserer Schule ein Schülerparlament gibt, sondern daß im Remter des Schlosses fast jede Woche auch ein Parlament von Internatsschülern zusammentritt. Nur wenige von Euch werden aber wissen, wie so eine Sitzung aussieht und was in ihr beraten wird.

* Wie die „Internätler“ nur eine Minderheit von uns Schülern ausmachen, so ist auch die Schloßvertretung der Schülervertretung nur untergeordnet. Trotzdem ist das Interessengebiet des Schloßparlaments viel umfassender als das des Schülerparlaments; hier kommen nicht nur Belange eines schulischen Vormittags-Beisammenseins zur Sprache und zu ihrem Recht, sondern die einer Gemeinschaft von je 24 Stunden täglich — also alles, was den Lebensinhalt von 200 Jungen und Mädchen praktisch ausmacht: Aufstehen, Schlafengehen, Essen und Trinken, Arbeiten und Spiele, Lesen und Briefschreiben, Singen und Rauchen.

Aber nicht nur geklärt und erörtert werden solche internatlichen Dinge durch die Schloßvertretung; sie werden auch neu geregelt und verbessert. Dies geht so vor sich: einige Internatsschüler richten zunächst einen Vorschlag, Antrag oder eine Beschwerde an das Parlament, letzthin z. B. wegen ungleicher Verteilung von Marmelade. Der vom Internat gewählte Sprecher trägt dies der Versammlung vor, in die Vertreter aus allen Stuben gewählt sind. Diese melden sich jetzt (mehr oder weniger dringend) zum Wort, um ihre Meinung dafür oder dagegen kundzutun, wobei der Internatssprecher bemüht ist, sie möglichst beim Thema zu halten. Wenn dieser glaubt, daß alle Ansichten zu Wort gekommen sind, unterbricht er die Diskussion und faßt das Ergebnis zusammen, z. B. in einem Antrag, die Internats-„Küchenkommission“ um gerechte Verteilung der Marmelade zu ersuchen. Dann „schreitet er zur Abstimmung“. Im vorliegenden Antrag stimmt fast niemand gegen den Antrag. So gilt er als angenommen und wird der Küchenkommission zur Ausführung übergeben, da auch die Erziehergemeinschaft nichts dagegen einzuwenden hat.

Ja, die Herren Lehrer haben da auch noch ein Wort mitzureden. Wenn ihnen ein Beschluß nicht genehm ist, können sie zumindest erreichen, daß der „Fall“ dem Herrn Direktor zur Entscheidung vorgelegt wird. — Vielleicht werden nur einige von Euch den Kopf schüttelein und fragen, weshalb sich Schüler da überhaupt so abmühen, etwas ins Werk zu setzen oder zu verbessern, wenn die maßgebliche Entscheidung doch woanders liegt. — Allerdings, man kann sich auch alle direkt „von oben“ vorschreiben oder verbieten lassen. Vielleicht ist das sogar einfacher. Man weiß dann ganz genau was man zu tun und zu lassen hat. Aber solche einfü allemal gegebenen Vorschriften sind meist nicht dazu angetan, einem das Leben angenehm zu machen. Sie würden unser Internats-Dasein in eine starre Form pressen, die uns jetzt beengen und im späteren Leben unbeholfen dastehe lassen würde, wenn wir ohne sie selbständig handeln sollten.

Nachdem wir eine derartige „Erziehung“ noch vor wenigen Jahren genossen haben, dürfen wir jetzt natürlich nicht in Gegenteil umschlagen. Auch heute haben wir uns in ein Form zu fügen und dürfen sie nie ganz abschütteln. Aber diese Form ist wandelbar. Glaubt jemand, daß in ihr ein Vorschrift zu viel oder zu wenig, zu ändern oder zu besser.

*) (Persönliche Meinung des Verfassers.)

, so bringt er die Angelegenheit vor die Schloßvertretung. id wenn seine Ansicht hier ein Echo findet, wird die ge- inschte Neuerung oder Besserung beschlossen und aus- führt werden. Damit auf diesem Wege kein Unfug ent- phen kann; ist eben das Riegelchen da, das von „oben“ rgeschoben werden kann. Das geschieht aber höchst selten. i Allgemeinen ist die Schulleitung nur erfreut über die nge, die hier erörtert, vorgeschlagen und geregelt werden. Und wir selbst lernen durch solch praktisches Parlamen- ren die heute so viel gepriesene und beschimpfte Demo- atie auf eine schönere und wichtigere Weise kennen, als es durch das trockene Parteien- und Zeitungsgerede mög- h wäre. Jeder Teilnehmer einer Schloßparlamentssitzung pfindet seine eigene Wichtigkeit und Verantwortung und müht sich, selbst eine gute Lösung der vorliegenden Pro-

bleme zu finden oder herbeizuführen. — Natürlich bewirkt die hier durchgeführte „Redefreiheit“ auch manchmal ein spielerisches, phrasenhaftes Debattieren über Unmöglich- keiten, und da zeigt es sich dann, wer sich nur in mehr oder weniger demokratischen Umgangsformen auslassen will und wer wirklich für ein Vorwärtskommen arbeitet. Aber wenn wir diesen Fehler schon jetzt erkennen und bekämpfen, werden wir ihn hoffentlich abgelegt haben, sobald wir uns als deutsche Staatsbürger tatsächlich bewähren sollen. Auf jeden Fall gibt das Schloßparlamentsleben allen Teilnehmern und Zuschauern immer mehr das Verantwortungsbewußtsein, für die gerechte Sache einzutreten, und sei es auch nur für einen Löffel Marmalade mehr oder weniger.

Henning Heyde U I

Die Diskussion des „Scheinwerfer“

Liebe Kameradinnen und Kameraden!

Wir wollen in jeder Nummer des Scheinwerfers über irgendeine Frage, die in unserem Leben Bedeutung hat, diskutieren, um „für“ und „wider“ gegeneinander auszu- sigen. Wir bitten euch nun darum, uns mitzuteilen, worüber! der soll seine Meinung sagen. Eure Vorschläge und Ein- andungen (wir laden euch auch herzlich ein, mit einem Artikel für oder gegen eine Sache selber das Wort zu er- eifen!) erhalten hoffentlich bald

die Redakteure des SW.

Jungen und Mädels in einer Klasse? Nein!

Ich vertrete die Meinung, daß Jungen und Mädchen in trennten Klassen unterrichtet werden sollten. Anders- nkende werden wohl sagen, daß in diesem Falle der Wett- eit zwischen beiden ausfällt; — dieser Wettstreit hat aber emals bestanden, da es einer Gruppe vollkommen gleich ; wie die andere in der Schule steht, da sie in dieser Be- hung doch verschieden sind, was schon manchem aufge- llen ist. So sind die Mädchen alle sehr fleißig, von einigen usnahmen abgesehen, die aber dann das Rennen bald auf- len müssen. Von den Jungen dagegen kann man nicht rede behaupten, daß alle sehr fleißig wären; sie machen es durch weniger Arbeit und mehr Logik wett; der Ver- ch der Mädchen, den Jungen hierin zu folgen, würde für kläglich ausfallen. Den Jungen aber würde nie einfallen, den Mädchen gleich zu tun, da sie ja bei ihrer eigenen ethode viel angenehmer fahren! Sie können eben logischer nken und einen Gegenstand besser gedanklich durchdrin- n; sie haben direkt Begabung zum richtigen Denken. eses wird durch die seltene Teilnahme der Mädchen an batten bestätigt.

Beim eben festgestellten Stand der Dinge müßte man rechterweise Jungen und Mädchen gesondert beurteilen, so B man etwa in der Mathematikstunde mit den angehenden amen nicht so streng verfahren sollte, als mit den Jungen, n denen man darin mehr verlangen kann. Solche Bevor- gungen sind jedoch in einer einzigen Klasse unmöglich, da an in diesem Falle die Unterschiede nicht genau abgrenzen nn und sich auch mancher benachteiligt fühlen würde.

Wenn man Jungen und Mädels in einer Klasse unterricht- t, werden beide Teile durch einander abgelenkt, denn viele hen ein Vergnügen darin, während der Schulstunden mit r anderen Gruppe heimlichen Gedankenaustausch zu üben. ir das Wissen der Schüler und Schülerinnen ist dies wenig träglich! Sollte trotzdem jemand gegen die Trennung sein, kann der Grund hierfür in der Zuneigung zur anderen ruppe, in Abenteuerlust und dem Hervortunwollen vor den nderen gesucht werden.

Ivanhoe Bredau, U II.

Jungen und Mädels in einer Klasse? — Doch!

Über diese Frage zu debattieren, ist im Grunde müßig, da eine Entscheidung längst getroffen worden ist; die Schule hat wegen Raum- und Lehrermangel nicht die Möglichkeit, Jungen und Mädchen getrennt zu unterrichten. Dieser Grund ist gewiß nicht der wichtigste, für ein kleineres Gemein- wesen, in dem zwei Oberschulen nebeneinander nicht be- stehen können, aber der zwingendste! Nur mit Gründen der Durchführungsmöglichkeiten zu argumentieren, heißt aber das Wesen dieses Themas völlig verkennen, weil hier eine grundsätzliche Frage des Zusammenseins von Jungen und Mädchen überhaupt besprochen wird.

Diesem Problem wird auch keine Gerechtigkeit, wenn man mit ironischen Worten geringfügige Einzelheiten, die sich zu Beginn dieser Unterrichtsmethode ergeben haben mögen, bewitzelt oder wenn angedeutet wird, es könnte infolge gegenseitiger Beeinflussung zu einem Nachlassen der Leistungen kommen. Dieser Gedanke ist, gelinde gesagt, nicht folgerichtig zu Ende gedacht worden, denn wenn die Neigung besteht, „sich hervortun zu wollen“, dann ist eine gute Leistung in der Schule die einzige Möglichkeit dazu! Hierbei von einer gegenseitigen Ablenkung im negativen Sinne zu sprechen, ist absurd; außerdem findet man diese gegenseitige Anregung im Leben überall; warum soll sie ausgerechnet in der Schule ein Nachteil sein? Und wo soll derartiges in einer Weise vorgekommen sein, die es recht- fertigen würde, dieses Argument überhaupt nur anzuführen? Das Mädchen hat in einem modernen Staat die gleichen Rechte wie der Mann, zwangsläufig wird es deshalb in allen Berufen notwendig sein, zusammenzuarbeiten, und wenn beide Geschlechter von jung auf gewöhnt sind, gemeinsam zu arbeiten, werden sie es später erst recht sein. Eine sitt- liche Ethik erwächst nicht aus kleinlichen Verböten, sondern nur aus Selbstdisziplin, die ihrerseits aber nur im Gemein- schaftsleben ihre Wurzel haben kann.

Bei einer umfassenden Erziehung wird jeder Mensch sich einmal über sein Handeln klar werden müssen; was kommt bei einer solchen Erwägung, in der jeder allein ist, aber heraus, wenn ihm aus tiefster Kindheit nur das Gefühl des Verbotenen und Gehemmten eigen ist? Nicht wenige Menschen haben es deshalb nicht lernen können, inneren Anstand zu bewahren, denn aus scheinbar nebensächlichen Kleinigkeiten erwachsen im Willen des Menschen Mächte, die ihn zwischen Gut und Böse mehr leiten, als er ahnt oder etwa verhindern könnte.

So hat die Gemeinschaftserziehung ihren Sinn in festere- ren Gründen und Erwägungen, als in denen des zeitbeding- ten Mangels an Unterrichtskräften oder Räumlichkeiten. Wer das einsieht, wird ihr hoffentlich nicht mehr abweisend oder gleichgültig gegenüberstehen.

J. M.

„Der Scheinwerfer“. Schülerzeitung der Internatsoberschule Schloß Plön. Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Inhalt: Joachim Meyer U I. Stellvertreter: Uwe Schotten U I. Ständige Mitarbeiter: Henning Heyde U I, Bernd Egge U I, Klaus Kaspar O II b, Hans Ebert O II b, Arno Mrowietz U II a, Ivanhoe Bredau U II a. Anschrift: Schülerzeitung Internatsoberschule, Schloß Plön.

Advent

Ein leises Zittern bebt im Raume,
der Kerzen Lichter flackern bang . . .
Mir ist's, als höre ich im Traume
von ferne Weihnachtsglockenklang;
und sanft bewegt von den Tönen
entschwinden meine Sinne mir,
und ziehen hin zum ewigschönen,
zum See, zum Walde, zum Revier.
Dort steh'n die Tannen schwarz und schweigend
und spiegeln sich im glatten See:
die weißen Zweige beugen neigend
hinab sich in den weichen Schnee,
als zögen bunte Weihnachtsgaben
an grünen Ästen schwer und reich,
daß alle könnten sich dran laben,
ob Große, Kleine, all' zugleich.
Und wie ich steh' in mich versunken,
hör' ich ein Rauschen nah und fern,
und hoch vom Himmel kommt gesunken
ins Tal hinab ein milder Stern.
Ich seh' ihn fallen, seh' ihn sinken,
ich seh' ihn schwinden, seh' ihn geh'n,
und seh' ihn schließlich nur noch blinken
und fern am Horizont vergeh'n.
Ich raff' mich auf, und geh' geschwinde
dem Orte zu — mir unbekannt —,
zu sehen, ob ich ihn noch finde,
den Stern, der meinem Aug' entschwand.
Ich schreite zu mit munterm Tritte,
doch immer dichter wird der Wald,
und dumpfer klirrt's mit jedem Schritte,
daß geisterhaft es widerhallt.
Fast unbewußt packt mich ein Grausen,
ich bleib bald hier, bald dorten steh'n,
ob irgendwo im Dunkeln draußen
der himmelklare Stern zu seh'n.
Doch rings umher ein stilles Schweigen
und nächtig tiefes Dunkel nur;
es will der Stern sich nirgends zeigen,
sei es im Wald, sei's auf der Flur.
Das Herz will mir schon bange werden,
und leis spricht's: kehr um, kehr um!
doch wen'ge strenge, schroff Gebärden
gebieten, macht die Sprache stumm.
Nur immer vorwärts, nicht verzaget,
und friert in Adern dir das Blut,
der Lohn wird dir, wenn du gewaget,
denn nicht verzagen, das ist Mut.
Gar bald schon ist der Pfad verlassen,
verweht die Spur vom rauhen Wind,
und dennoch kann ich es nicht lassen,
bis daß den Stern ich wiederfind.

Winter

Schneeflocken sinken,
sinken aus weitem Grau,
die öde Erde zu decken mit dämpfenden Daunen
So kommen die Bilder vergangener Zeit
leise, kaum merklich, trübe wie Träume,
küssen die kalte Stirn wie ein Hauch,
tauen und schwinden.
Es bleibt eine Träne.

Karl-Ernst v. Milczewsky U I

Ein Märchen

Der Champignon und die Elster.

Erzählt nach einer Vorlage von Frauке Speckter V b

Als Gott die Erde schuf, machte er unter den Pilzen aus
Versehen zwei ganz ähnlich: den guten Champignon und den
gallebösen Knollenblätterpilz. Mitten unter den Gräsern
einer saftigen Wiese wuchsen die Beiden.

So geht's hinan zum steilen Berge,
von dort herab ins nächste Tal,
und jedesmal mit neuer Stärke
schreit' ich voran, vergeß die Qual.
Doch bald rast' ich, des Gehens müde,
am Berg, des Sternes sehnsuchtsvoll,
und bitt' zu Gott in seiner Güte,
daß er den Stern mir zeigen soll.
Und schau! Auf einer Tanne Wipfel
erglänzt der Stern in seiner Pracht,
umstrahlet weit der Berge Gipfel,
erhellte die winterstille Nacht.
Mich überfällt ein heiliger Schauer,
der alles freudig in mir stimmt,
und alles Trübe, alle Trauer
von meiner kranken Seele nimmt.
Und von den Engeln auserkoren
hör' ich ein Lied von sel'gem Klang:
„Es ist ein Heiland euch geboren,
Seid froh ihr Menschen, seid nicht bang.“
Und wie ich stehend schau der Feier
entzieht dies Bild sich meinem Blick;
und Schleier hebt sich auf Schleier,
trägt mich zur Wirklichkeit zurück . . .
Ich sitze stille noch im Raume —
der Kerzen Lichter flackern bang —
im selben Stuhle wie vorm Traume,
der sich in andre Welten schwang. — —
Doch waren wirklich diese Welten
so fern der rauhen Wirklichkeit,
und sollten andre Sätze gelten
vom ewgen Wirken, Raum und Zeit?
Und wenn auch manches beide trennet,
ist ihnen vieles doch gemein;
das eine, was das Aug' erkennt,
das andre, wie's dem Auge Schein.
Und träumt' ich nicht in dieser Stunde
ein schönes Bild der Weihnachtszeit,
und geben diese Wort' nicht Kunde
vom nahen Fest der Herrlichkeit?
Ich fand den Stern nach vielem Leiden,
es fror die Kälte mir ins Herz,
ich irrte im Dunkeln lange Zeiten,
entbehrt' des Lichts und fühlte Schmerz.
Wir alle sind den Weg gegangen,
der uns zum Lichte führt,
und alle hält es uns gefangen
und hat die Herzen uns gerührt.
Es muß erst alles Helle schwinden,
in Dunkel tief gehüllet sein,
und dann erst können wir empfinden
des Weihnachtstages Lichterschein.

Arno Mrowietz U II a

Alles dort war eitel Glück und Freude; den Blumen und
Gräsern, den Bäumen und Sträuchern, allen erzählten die
Winde die schönsten Geschichten und Märchen, und die Vögel
sangen ihnen die schönsten Lieder vor; nur dem bösen
Knollenblätterpilz nicht und auch nicht dem armen Cham-
pignon, den man für einen Bruder des Knollenblätterpilzes
hielt. Nur die Elster, die damals ganz schwarzes Gefieder
hatte, besuchte ihn, denn sie wurde wegen ihres dunklen
Aussehens ebenfalls von allen anderen gemieden. Sie war
aber schon ebenso schwatzhaft wie heute. So flüsterte sie
ihm einmal ins Ohr, nicht weit von hier läge ein Schloß,
in dem eine reizende Prinzessin wohne, die ein wunderbares
weißes Kleid mit rosa Punkten an hätte. Darin sähe sie so
wunderschön aus, daß es gar nicht zu sagen wäre. „O
Himmel!“ rief sie zum Schluß plötzlich, „da kommt sie
selber!“ Und tatsächlich war es die schöne Prinzessin, herr-
lich in ihrem weißen Kleid mit rosa Punkten anzuschauen,
die auf der Wiese die Blumen und Pflanzen begrüßen wollte,
denn es waren alles ihre Freunde. Nur zu dem Knollen-
blätterpilz und zu dem armen Champignon ging sie nicht.
Der weinte sehr, und die Elster versuchte ihn vergeblich zu
trösten.

Der liebe Gott aber hatte alles gesehen, und wie er wieder einmal um die Welt ging, um nach dem Rechten zu sehen, da wollte er nicht, daß der Champignon weiterhin so traurig wäre, und er band ihm zur Unterscheidung von dem bösen Knollenblätterpilz rosa Lamellen an den Hut. Der schwarze Elster aber gab er einige schöne Federn, die er noch von der Zeit übrig hatte, als er die weißen Vögel jagte. Das war zur Belohnung, weil sie den armen Champignon nicht verlassen hatte, als er sich noch verachtet und verächtlich in einem Winkel der Wiese verstecken mußte. Und in dieser Zeit hat der Champignon seine rosa Lamellen und die Elster nicht nur schwarze, sondern auch weiße Federn.

Könnt auch ich in meinem Leben ...

Sinkst dahin, o Licht, und glutend
Rot verfärben Wolken sich ...
Könnt' auch ich in meinem Leben
So wie du nur Licht verstreu'n
Und im Sterben Freude geben.

Arno Mrowietz U II a

Die alte Mühle

Es steht auf dem Berg eine Mühle
morsch, verwittert und alt.
Weit blickt sie über die Lande
über Seen und Wald.

Entschwunden sind die Zeiten,
da der Wind die Flügel gedreht,
der Wind, der jetzt nur heulend
durch die morschen Sparren geht.

Der Müller zog vor Jahren
mit Sack und Pack hinaus,
baut sich im Tal am Bache
ein schönes neues Haus.

Da klappert nun das Wasserrad,
das niemals stille steht,
das Wasserrad, das nun statt Wind
die großen Steine dreht.

Dort steht die alte Mühle nun,
vereinsamt still im Land,
die morschen Flügel strecken sich
wie eine fleh'nde Hand.

Nun reißen sie die Mühle ab
— der Müller braucht das Feld —
der alte Bau stöhnt leise auf:
„so ist der Lohn der Welt!“

Sigrid Heydemann, U III.

Angewandte Sprachlehre

Wir waren zu viert im Zimmer. Draußen vor der Stuben-
tür hörte es sich allerdings an, als ob mindestens eine ganze
erde von der Gattung Mensch, Spezies Kind, in dem Wohn-
raum eingepfercht wäre. Diese akustische Täuschung beruhte
auf der enormen Lautstärke des Krachs, den die Anwesenden,
eine Wenigkeit ausgenommen, zu erzeugen als ein großes
Ergnügen empfanden. Und dabei sollte ich nun arbeiten!

Der Hauptschreier, mein respektloser Neffe Peter, ver-
richtete eben gewaltsam Platz für seine Autorennen rund um
den Tisch zu schaffen. „Wem seine Bücher sind das auf
dem Stuhl“, krächte er und stieß den Ranzen meines jün-
geren Bruders zur Erde. Eben wollte dieser eine handfeste
Antwort erteilen, als ich beschloß einzugreifen. Nur jetzt
richt noch Streit! Meine Trommelfelle vibrierten schon so,
als ob der Generalmarsch auf ihnen geschlagen würde. Also
verhinderte ich Keilerei und Zank diplomatisch mit der
Anfrage: „Wie hätte Peter grammatisch richtig fragen müssen,
„Hilf?“ Der halbgeöffnete Mund, zornig verzogen, schloß sich
und zögerte mit der Antwort. In aufmunterndem Ton ver-
richtete ich, meine pädagogischen Fähigkeiten zu beweisen.

„Diese Frage wird mit dem Genitiv gebildet — dem Fall
mit dem s — fügte ich hinzu, um verstanden zu werden.
Leider war eben nur das s begriffen worden. („Wem sein
Buch ist das — mit einem s —!“) „Wems Buch ist das?“ strahlte
mein kleiner Bruder. Überrascht von der ungeahnten Mög-
lichkeit dieser Neubildung machte ich wohl ein ziemlich er-
stauntes Gesicht. Mit kindlicher Leichtigkeit las jetzt der
12jährige Bruder in meinem verblüfften Gesicht die Ver-
wunderung. Er thronte schon auf einer Quintabank und
Fremdworte wie Genitiv waren ihm ganz geläufig. Zwar
verwirrte ihn mein Zusatz über das „s“, aber diese Klippe
umschiffte er mit leichter Eleganz. Gewohnt, als Anführer
seiner beiden Spielgenossen stets das letzte Wort zu haben,
triumphierte er, seiner selbst absolut sicher, über Neffe und
Bruder mit der Quintessenz alles Vorgekommenen: „Es heißt:
wessens (!) Buch ist das!!!“

Diesmal waren das auch für mich die letzten Worte.
Völlig geschlagen und aus der Fassung gebracht von diesen
sprachschöpferischen Genies, deren Existenz mir bis dato
unbekannt geblieben war, räumte ich fluchtartig das Feld.
Im kühlen Badezimmer tönte das Geheul der Zurückbleiben-
den, die ihre Heldentaten und den Sieg feierten, nur noch als
summender Widerhall in der Wanne. Ich aber beschloß,
meine pädagogischen Übungen an anderen Objekten fort-
zusetzen und gebe seitdem — Nachhilfestunden.

—ewu.

Der Pilz

Ein Gedicht von Marlene Wibach (Vb).

Es war einmal ein Pilz
der hatte Schuh aus Filz.
Ein alter Opa war er zwar
doch auch mit schönem grauen Haar.
Ein rundes Hütchen, rot und weiß
trug der kleine Runzelgreis
sowie ein kleines Pfeifchen,
(dafür hat er kein Weibchen)
das zündet er sich manchmal an
dieser kleine Runkelmann!

R.

Liebe Schulkameradinnen und Kameraden!

Der „Scheinwerfer“ betrachtet es mit als seine vornehmste
Aufgabe, so weitgehend wie nur irgend möglich Euch zu
Wort kommen zu lassen. Wir bitten Euch deshalb, Eure
Meinungen über Probleme, die Euch interessieren; Eure lite-
rarischen Versuche — überhaupt alles, was Euch zu schrift-
lichen Äußerungen veranlassen könnte, dem „Scheinwerfer“
nicht vorenthalten zu wollen! Schreibt uns also, denn die
Schülerzeitung ist unser Sprachrohr. Werft Eure (von uns
erwarteten) Zuschriften in den Briefkasten am Schwarzen
Brett oder schickt sie an die Anschrift unserer Zeitung:
Schülerzeitung der Internatsoberschule Schloß Plön.

Die Redakteure des SW.

Kurz beleuchtet —

Man will uns auch damit plagen.

Der wissenschaftliche Leiter der Treptower Sternwarte
in Berlin, E. Maedlow, forderte auf der interzonalen Tagung
deutscher Volkssternwarten in einer Resolution die Auf-
nahme von Astronomiestunden in den Unterrichtsplan der
Schulen. (Frankfurter Neue Presse, Frankfurt a. M.)

Gut der Mann!

Bernhard Shaw, der bekannte Schriftsteller, sprach sich
gegen jegliche häusliche Schularbeit aus. „Wenn ich Lehrer
wäre, würde ich meinen Kindern sagen, daß ich sie erschlagen
würde, wenn sie es wagten, außerhalb der Schule an ihre
Aufgaben zu denken.“ (Westfalenzeitung, Bielefeld.)